

Joseph Victor Widmann

Autor(en): **Bohnenblust, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **9 (1941-1942)**

Heft 11

PDF erstellt am: **18.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759625>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Joseph Victor Widmann

Von Gottfried Bohnenblust

Rede zu seinem hundertsten Geburtstage¹⁾

Joseph Victor Widmanns gedenken heisst in vergangene Tage hinabtauchen: aus namenlosem Grauen in hellere Zeiten zurückdenken als sie uns heute gegeben sind. Auch aus seinem Werke weht ein Hauch der Wehmut, schallt die Klage über das Urleid der Welt. Aber der Dichter und Wanderer steht doch im Abendlicht des Zeitalters, das mit dem ersten Weltkrieg in jähes Dunkel versunken ist.

Mancher hat sein Bild noch lebhaft vor Augen. Wir sehen ihn fest ausgreifenden Schrittes über seine Berner Brücke kommen. Wir erinnern uns, wie er die Jungen bei sich empfing, wie er ihre ersten Versuche freundlich aufnahm und ermunterte. Wir hören ihn noch erzählen, welch bedeutenden Eindruck der Dichter des Olympischen Frühlings in der Jugend schon auf ihn gemacht. Väterliche Güte lag auf dem durchfurchten Antlitz; schalkhafte Laune blitzte aus den tapfern Augen.

Widmann hat sich und andern seine Unsterblichkeit nicht vor der Zeit verkündigt. Er wusste, wie wenig wahrhaft dauert. Aber darum hat er sein Pfund doch nicht vergraben.

Er ist ein freier Eidgenosse, ein lebendiger Erzieher, ein geistvoller Poet gewesen. Er war ein dankbarer Erbe, so selbstherrlich er verwaltete, was ihm verliehen war. Er war ein froher Bildner der Jugend und des reifen Volkes, so herzlich er alle Pedanten hasste. Er war ein guter Sohn der schönen Welt, so unheilbar ihm die Not der Schöpfung schien.

I.

Der Eidgenosse Widmann ist ein echtes Paradox. Seine Eltern waren Wiener, und «eine ehrliche österreichische Frohnatur» ist wie der Vater so der Sohn geblieben. Den Vater hatte das Kloster nicht zu halten vermocht: Straussens Lehre und das Feuer der Liebe hatten ihn den strengen Mauern entführt.

¹⁾ Gekürzte Fassung einer Luzerner Rede vom 20. Februar 1942.

In Mähren war der Knabe geboren; aber bald ward aus dem Wiener Professor der Lehrer zu Wynigen, und vor seinem dreissigsten Jahre sah er sich als reformierten Pfarrer des radikalen Städtchens Liestal. Da stand nun das Wiener Pfarrhaus im Basel-land: da erklang der letzte Flügel Beethovens im Widerschein mozartscher und goethischer Welt. Widmann und Spitteler sind nicht müde geworden, dieses Vaterhaus zu preisen; bis in den Olympischen Frühling leuchtet es herüber.

Haus, Schule, Basler Universitätsjahre, vor allem eigne Freiheitsliebe, eigener Durst nach Gerechtigkeit haben Widmann zum vollgültigen Eidgenossen gemacht: nicht zum blinden, aber zum treuen Eidgenossen. «Ich möchte um alles in der Welt nichts anderes sein als ein Schweizer und freue mich jede Stunde, dass ich es bin.» So fremd er aller Krähwinkelei war, so wenig ihm Kleinheit schon als Tugend galt, so treu er der grossen Sprachgemeinschaft blieb: er freute sich der vielfachen Einheit unseres Landes. Er pries in dem einzigen deutsch-französischen Krieg, den er erlebte, die eidgenössische Friedensinsel. Er liebte und lobte wie das weisse auch das rote Kreuz. Aus Neuenburg, woher seine erste Liebe gekommen, kam auch der Freund, der an seiner Bahre sprach: «Il a travaillé... à créer cette compréhension réciproque, si nécessaire, entre trois races qui doivent former une nation, entre trois génies qui veulent être un seul coeur».

II.

Der Weg zum Erzieher war weit und schwer. Erst in ganz persönlicher Gestaltung eines freien Berufs hat Widmann die ihm vollgemässe Form gefunden.

Schon der Vater hatte aus familiären Gründen den Weg des Geistlichen eingeschlagen. Adalbert Stifter hatte ihm umsonst abgeraten: er ahnte wohl den dunkeln Kampf, nicht das helle Ziel. Der Sohn deutet an, auch auf seine Wahl habe der Wunsch der Eltern gewirkt. In Basel, Heidelberg und Jena hat Widmann Theologie studiert, und anderthalb Jahre ist er thurgauischer Pfarrhelfer gewesen. Aber Glaubenskämpfe und Weltfreude locken auch ihn auf andere Wege. In einem Brief des Zwanzigjährigen an den Jugendfreund Spitteler ertönt das pantheistische Glaubensbekenntnis: «Durch und um mich pocht das war-

me liebevolle Gottesherz». Solche ewige Gegenwart ist ihm alles.

Aber das Zeitalter Schopenhauers prägt auch Widmanns Geist: auch sein grösster Basler Lehrer Jacob Burckhardt nennt ihn «unsern Philosophen». Die Grundgedanken dieses pessimistischen Weltbildes stören die pantheistische Harmonie und verkehren die versuchte Theodizee in eine Weltenklage gegen den Schöpfer. Genötigt, die Wissenschaft von Gott aufzugeben, hält Widmann doch an der vom Guten fest: die Liebe als das Wesen der christlichen Sittlichkeit bleibt ihm unerschüttert.

Mochte den Dichter das Pfarrhausidyll locken, der Denker konnte nicht lehren, was ihm nicht mehr Wahrheit war. Sein langes Zögern hat er später offen mit persönlichen Rücksichten erklärt: «Was tut man eben nicht, wenn man als junger Familienvater den Seinigen ein festes Heim gründen will?» Widmann hatte durch Spitteler dessen Tante Sophie Brodbeck kennen gelernt, die als junge Witwe aus Indien heimgekehrt war und die auch ihm so viel bedeutet hatte, dass er sie seinen guten Genius nannte. Mit dreiundzwanzig Jahren hatte Widmann sie heimgeführt. Drei Jahre danach war er Vorsteher der Berner Einwohner Mädchenschule. Zwölf Jahre hat er anregend und angeregt in diesem Amte ausgehalten. Dann wurde die Spannung zu gross, und in noch freierer Stellung hat er drei Jahrzehnte als literarischer Schriftleiter am Berner «Bund» gewirkt. Aus dem Erzieher einer lieblichen Mädchenschar war der Bildner einer grossen Leserschaft geworden: in freiem und festem Sinn sprach er täglich zu Tausenden seiner Zeitgenossen.

Es geschah unabhängig, vielseitig, mit Achtung auch vor dem aufrichtigen Gegner. Widmann war stolz darauf, seine freien Ideale nie preisgegeben zu haben. Wer versucht, seine Bekenntnisse aus dem Lauf der Jahrzehnte auf einen Nenner zu bringen, macht eine merkwürdige Erfahrung. Einen allgemeinen Nenner gibt es nicht. Der Pantheismus genügt dem Denker bald nicht mehr, weil er keine schöpferische Sittlichkeit begründe und das Recht der Individualität nicht sichere. Aber noch am Ende des Jahrhunderts spricht das Buch über Sizilien von der Ahnung jener Seligkeit Gottes im pantheistischen Sinne, da Ströme von Menschen millionenfach im Wesen der Gottheit aus und ein wogten und auch die verborgenste Menschenblume in seinem Herzen

wurde. In den letzten Jahren nennt er einem theologischen Jugendfreund als seine letzte Synthese, in der Menschheit komme die werdende Welt zum ersten Mal zum Bewusstsein ihrer Göttlichkeit.

Auch zum Pessimismus mag Widmann sich nicht voll bekennen, weil er eine optimistische Natur ist und sein Grundwesen nicht einer Theorie opfern kann, die am Ende doch die späte Frucht abgewogenen Denkens sei. Mag die Harmonie der Sphären in Moll dröhnen, es bleiben doch Jugend, Mut und Liebe. Aber auch der ästhetische Idealismus umfasst nicht Widmanns ganze Weltanschauung. Gewiss lobt er den schönen Schein ob dem dunkeln Grunde. Aber die sittlichen Werte stehen ihm am Ende doch höher: desto gewisser, als er die Natur unfühlend und gleichgültig sieht. Jenseits von Gut und Böse leuchtet ihm nicht der Uebermensch; da klafft der Abgrund.

Ja zuweilen ergreift ihn die Sehnsucht nach dem «Lied aus der Jugendzeit, das die Schwalbe sang, die unter dem Dache des heimatlichen Kirchturms Nester baute». Aber dazu müssten Vernunft und Gefühl eins sein. Sie sind es aber so wenig, dass immer wieder das Gefühl den Schöpfer anklagt, den die Vernunft leugnet. Widmann sieht den Widerspruch, dass er die Faust gegen den Himmel strecket, den er doch leer weiss. Aber das Weltleid packt ihn so sehr, dass er vergisst, wie sich Leugnung und Anklage gegenseitig aufheben.

So ist jedes Bekenntnis aufrichtig; aber der Bekenner trägt ein Janushaupt, das zugleich entsetzt in den Weltgrund blickt und von der Herrlichkeit der Welt singt.

Offenbar ist das Eine, dass Widmann jenseits jeder Form des geschichtlichen Christentums steht, dass er ihm aber in der sittlichen Grundanschauung verbunden bleibt. Das ist sehr viel. Denn die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

*

Zum Bildner Widmann gehört auch seine künstlerische Kritik. Sie fühlt sich ein und dichtet nach: sie deutet vom innern Impuls aus und richtet nicht nach starren Normen. Romantische Weitherzigkeit und unmittelbares Verständnis verbannen jede Schulmeisterei. Nicht jede Tiefe wird ausgelotet. Hie und da geht das Temperament mit ihm durch: aber im Grunde liebt er

das Mass. Kalt gegen Bosheit, zornig gegen Gemeinheit, offen gegen fremde Freiheit, weiss Widmann, wie denen zu Mute ist, die geben und sich geben: denn er gibt und gibt sich auch. Der Anfänger wird willkommen geheissen, Grössenwahn ausgenommen: vom Meister wird das Höchste erwartet. Gesichtet wird um des Guten willen, gerichtet um des Rechten willen, das Sonne braucht und soll wachsen können. Widmanns Kritik ist vor allem Würdigung entdeckter Werte. Selbständigkeit und Selbstlosigkeit durchdringen sich in ihm.

«Es ist kein Fleck zu arm auf Erden,
Auf ihm ein Mann und Held zu werden.
Du junge Seele, fasse Mut!»

III.

Aber im Richter ist der Dichter nicht erloschen.

Das mag wie ein Wunder anmuten, wenn wir hören, dass Widmann im Tag zehn bis zwölf Briefe zu schreiben und tausend Bücher im Jahr zu beurteilen hatte. Schon Gottfried Keller, der fünfzehn Jahre Staatskanzlei hinter sich spürte, bedauerte den Dichter an der Werkbank, freute sich freilich auch seiner frohen Manneslaune angesichts der Notwendigkeit. Widmann hat unter der Fron gelitten: er vergleicht sich bald einem Maulwurf, bald einem Schornsteinjungen, der in alle fremden Kamine steigen müsse, bald einem Tantalus der poetischen Existenz.

Aber der Rhythmus des Tages, der Reiz des Wiederhalls, die Wirkung des Wortes regen an. Welch schöner Gewinn, das Grosse zu entdecken und zu verkünden! Wie hat Widmann Brahms und Spitteler geliebt und gepriesen! Welcher Reichtum liegt in dieser Kraft, über sich hinaus zu schauen!

Aber Widmann verliert sich auch im Dienen der Freundschaft nicht. In allen Gattungen hat sich der Dichter erprobt, am objektivsten in der Lyrik, höchst persönlich in Epos und Drama.

Die Gedichte hat erst nach seinem Tod sein Sohn gesammelt, Viele stehen zerstreut in grössern Werken. Die grosse Tragödie steht auch hier voran; das Lob der schönen Welt, die Liebe zur Erde, der Ruf des guten Kameraden, der geistreiche Scherz, der Einklang des alten Erbes und des jungen Tages ertönt auch hier.

Die epische Dichtung hat Widmann nie auf die Prosa einge-

schränkt. Ihren Adel hat ihn schon Wackernagel gelehrt, und er hat früh begonnen, Seele und Welt in grössern und kleinen Epen darzustellen, von der Bekenntnisdichtung «Buddha» bis zum Idyll von Bin dem Schwärmer, dem «Nektarschälchen Jugendmorgenrot». Im Buddha, in dem auch der frühere Parzival aufgegangen, zeichnet Widmann in grossem Bilde sein eigenes Ideal. Der siegreiche Kronprinz, der auf dem Schlachtfeld der Menschenqual inne wird, alles hinter sich lässt, Vater, Thron, Geliebte, am Ende auch das Volk: er soll einen Erlöser darstellen, der keinen Glauben fordert, nur Liebe schafft. Aber der Weltenklage folgt bald das Lied der Lust. «Der Wunderbrunnen von Ys» wendet die bretonische Sage von der überfluteten Stadt in erlösende Heiterkeit. «Mose und Zipora» will ein biblisches Thema rein menschlich deuten. Mose soll durch glückliche Jugendliebe für sein Werk unverwundbar werden, verliert sich aber ganz an Zipora und es bedarf des ersten Streites, um ihn Gottes Stimme wieder vernehmen zu lassen. Später wendet sich Widmann immer der fernen Jugend zu. Das Pfarrhausidyll «An den Menschen ein Wohlgefallen» singt in goethischen Hexametern von erfüllter Liebe; zwanzig Jahre später erzählen freige reimte Stanzas von Bin dem Schwärmer, dem zwei Tage genügen, einer jungen Witwe und ihrer noch jüngern Tochter zu begegnen, sich von beiden bezaubern zu lassen und leis erschrocken von beiden zu scheiden. Ein Gebilde köstlicher Grazie war fünf Jahre voraufgegangen, einer altfranzösischen Novelle nacherzählt: «Der Zelter» trägt eine Jungfrau, die der Oheim dem Neffen nehmen wollte, dem rechten Bräutigam zu; er weiss den Weg, und Traum und Torheit der Menschen irren ihn nicht.

Sollen wir es einen wunderlichen Anachronismus schelten, dass hier mitten im naturalistischen Zeitalter idyllische Epen entstehen? Gibt es keine Freiheit, keine Fülle, keine Gleichzeitigkeit der Gegensätze, kein Recht der Entspannung mehr? Widmann hielt all das für erlaubtes Glück. Er glaubte, der Kern aller Dichtung solle Wahrheit sein, und pries doch die Macht schöpferischer Phantasie.

Uebrigens hat er auch die Erzählung und Schilderung in Prosa geübt. Von gepflegter Unterhaltung steigen manche dieser Gebilde zur künstlerischen Novelle auf: kein Wunder, dass ein Gruss an Heyse unter Widmanns Gedichten steht. Oft er-

scheint auch hier die gerührte Erinnerung an Jugendglück, Jugendeselei und Jugendwahrheit, die sich darin verhüllt. Aber Widmann greift auch in fremdes Schicksal und fernere Zeit. Ergriffen schildert er das Schicksal der Berner Patrizierin, die ihrer Liebe zu dem schlichtstarken Erzieher ihres Bruders aus Standesstolz nicht nachgeben mag, aber einem markfaulen Edelmann blind erliegt. Freude an heikeln Problemen gestaltet «das Doppelleben», in dem ein Amerikaner an zwei fernen Orten unter zwei Namen zwei Familien hat und plötzlich mit Entsetzen sieht, wie die ahnungslosen Halbgeschwister von Liebe ergriffen werden. Harmloser ist das Vergnügen, das aus den «Weltverbessern» leuchtet; Coleridge und zwei Freunde ziehen aus, eine Pantisokratie zu gründen, in der alle gleichen Rechtes seien: aber schon in der ersten Stadt vergisst der Dichter über einer jähren Liebe seine Rede, und bald gründen die drei Freunde mit drei Schwestern ihren Herd und ihre bessere Welt.

An der Grenze dichterischer Gestaltung stehen Widmanns Wanderbücher, denen hie und da Erzählungen deutlich entsprechen. Da folgen wir ihm im Sommer und Winter, in die Alpen und ans Meer, diesseits und jenseits des Gotthard, bis hinab nach Calabrien, Apulien und Sizilien. Landschaft, Geschichte, Gesellschaft, Volkstum sprechen den Wanderer gleichermaßen an. Wie lebendig wird Johannes Brahms in den Schilderungen des Dichterfreundes! Der Dichter verleugnet sich nicht in ihnen: aber es muss erlaubt sein, ihn in den Dichtungen völliger zu finden.

*

Von früher Jugend an hat sich Widmann in Drama versucht. Kellers, Meyers, auch Spittellers Traum ist auch ihm nicht fremd gewesen, und der Erfolg hat ihn hier weiter als sie geführt. Die ersten Spiele sind erstaunliche Jugendwerke auf griechischen, goethischen und romantischen Bahnen. Der Plan zur «Iphigenie in Delphi» steht in der Italienischen Reise. Persönlicher wird dem kampffrohen «Arnold von Brescia» der «Orgetorix»: in die freiwillige Unterordnung des Helden unter Caesar, den gebornen Herrn, legt Widmann seine bewundernde Ahnung der Grösse des Jugendfreundes. Ein grosses Motiv hat die «Oenone»: da stehen beide Frauen des Paris einander gegenüber, Helena

und Oenone, die Schöne und die Tiefe, die Sinnenstarke und Seelenvolle. Rücksichtslose Liebe und rücksichtslose Selbstsucht bringen beide den Tod: aber Oenone stirbt an des Paris-Untergang, den sie gewollt; Helena, Siegerin und Besiegte zugleich, fährt den heimischen Gefilden zu.

Zierliche Spiele gelingen dem Weisen, der gern über Epikurs Gartenzaun blickt. «Lysanders Mädchen» folgen einer Anregung Plutarchs: es macht Widmann ein attisches Vergnügen, im Hause des Eroberers von Athen die spartanische Tugend durch eine Athenerin zu retten, die sich dadurch die Freiheit gewinnt.

Aber es wohnt auch Ernst im Spiel. «Jenseits von Gut und Böse» hält Nietzsches Kampfruf das Wort entgegen, es gebe nur ein wahres menschliches Heldentum; das aber wurzle im Grund eines guten Herzens. Wie in Grillparzers dramatischem Märchen «Der Traum ein Leben» erlebt ein Mann, der seine Frau verraten will, im Traum seinen Wunsch, bis zum Mord und Selbstmord. Erwachend findet er sie und sich wieder. Gegenwartsdrama und Traumspiel sind in lebendigste Beziehung gesetzt.

Widmanns stärkste Leistung im eigentlichen Drama darf «Die Muse des Azetin» heißen. In Azetin fand er alle Gefahren verkörpert, die die Macht des Wortes birgt, wenn die Macht gewissenlos und das Wort Schatten statt Quelle des Lebens ist. Zwei Erlebnisse des Italieners deutet Widmann frei; die Liebe zu Perina Riccia, die er gehegt, die ihm entläuft, krank wiederkehrt und die er liebevoll bis zum Tode pflegt, und den Brief an Michelangelo, der den Schöpfer des «Jüngsten Gerichts» aus verletzter Eitelkeit schamlos nennt. Widmann verbindet das so, dass Perina, die das Bild des Geliebten treu im Herzen getragen, krank zurückkehrt, aber durch die Gemeinheit dieses Briefes zu Tode getroffen wird. Die frivole Umwelt Azetins ist dargestellt, nicht verherrlicht. Widmann betont den Gedanken, ohne Ernst sei keine hohe Kunst möglich. «Es ist mir ernster als ihm»: das ist in mehr als einem Sinne wahr. Widmann ist nicht Azetin, und Widmanns Tragödie des Azetin ist nicht die Azetintragödie Widmanns. Ueberwundene Gefahr wird ihm zur schöpferischen Kraft.

«Ich hasse den Schmerz»: dieses Bekenntnis bezeichnet den Idylliker des Dramas, der lieber löst als spannt, lieber versöhnt

als erschüttert. Den beiden eigenartigsten Werken ist dieser Hass aber zur treibenden Kraft geworden. Widmann stellt sie selbst am höchsten: hier sei er auch in der Form ohne Vorbild. Jedenfalls hebt auch die lange Geschichte des Schattentheaters und das romantische Gemisch der Gattungen die Eigenart der Widmannschen Gebilde nicht auf.

Die erste Idee der «Maikäferkomödie» und des Schattenspiels «Der Heilige und die Tiere» reicht über Jahrzehnte zurück. Beide Werke haben denselben Grundgedanken, dieselbe Grundleidenschaft. Die Maikäfer erleben ihr Flugjahr wie den Anbruch eines verheissenen Himmelreichs. Aber bald enthüllt sich das grauenhafte Geheimnis der Maiennacht. Reich abgestuft ist vom König zum Kerf und den Käferfrauen Hoffnung und Verzweiflung: Verwandtschaft irdischen Schicksals in allerlei Hüllen prägt sich ein. Aber aller Gram hindert den König nicht an der Verzeihung. «Wer Leben je erfuhr, muss dennoch danken». Auch künftige Geschlechter sollen blühen und die Doppelfrucht des Lebens tragen, «die süsse Lust und all das bittere Leid».

Vertieft und verstärkt hat Widmann diesen Ton in der andern Tierdichtung «Der Heilige und die Tiere». Sie ist sein besonderstes und edelstes Werk. Widmann geht von dem Wort des Markusevangeliums aus: «Und war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren». Schon dem Jüngling war das Bild aufgegangen, wie plötzlich im Urwald der Erlöser erscheine. Nun verbindet der Greis die Begegnung mit der Versuchungsgeschichte. In dem Schattenspiel, das der junge Pfarrer seiner Schwester und zwei Kandidaten vorführt, ist Christus bei den Tieren: auch sie spüren den seltenen Gast. Der Löwe kann ihn nicht angreifen, wie er furchtlos vor der leuchtenden Sonne steht. In der dämonischen Lust Liliths sieht er nur den armen irren Geist. Die Taube bringt ihm den Königsring Salomos: der lehrt ihn Sprache und Qual der Tiere verstehen. Er fühlt sie mit. Aber aufheben kann er sie nicht. Auch ist er zu den Menschen gesandt, die am Reiche des Geistes teilhaben. So folgt er den Engeln und geht den Weg des Menschensohnes.

*

«Wenn du das vollendest, wirst du sterben». Im Angesichts des Todes ist auch diesem Dichter das Reinste gelungen, was ihm

gegeben war. Auch er hat seine beiden Quellen, die dunkle weltgründige und die helle sonnenfrohe. Widmanns Natur liebte die helle inniger, Widmanns Geist war der dunkeln tiefer untertan. Homer, Ariost, Wieland, Goethe waren seine hohen Ahnherrn, und sein Heimatrecht im Reiche der Romantik hat er nie verleugnet. Aber er hatte nicht den horazischen Wunsch, mit der Stirn an die Sterne zu stossen: er wollte sich genug-tun, der schönen Welt danken und die Qual des wunden Herzens laut werden lassen. Hell war das Erbe des Urvaterlandes, hell leuchteten die Gipfel der neuen Heimat. Dunkel blieb der Abgrund aller irdischen Gefangenschaft in Verhängnis und Vergänglichkeit.

Der junge Widmann ist sich vor allem als Befreier erschienen, der reife ist uns heute eher Bewahrer einer lebendigen humanistischen Tradition, für die der klassische Mensch in den modernen mündet.

Er hatte nicht die Härte des Propheten aber die Anmut des gebornen Dichters. Er war kein strenger Denker, aber ein aufrichtiger Geist. Er war kein einsamer Gipfel, aber eine helle Höhe im weiten Bergwall über flachem Lande.

Eins der letzten Bücher, die Widmann vor seinem Tode würdigte, waren die Briefe Hölderlins. «Was ist's», heisst es da, «wenn auch wir armen Schelme vergessen werden oder nie ganz ins Andenken kommen, wenn's nur mit den Menschen überhaupt besser wird, wenn die heiligen Grundsätze des Rechtes und der reinen Erkenntnis ganz ins Andenken kommen und ewig nimmer vergessen werden».

Diese Worte waren Widmann aus dem Herzen gesprochen. Er wusste, was ihm gegeben war; aber es ward ihm nicht zur Fessel.

«Wir dürfen nicht um unsretwillen leben. Ein anderer dringt unser Wesen ein und braucht zum Werkzeug uns, auch wenn wir beben».

So hatte Widmann einst selbst gesprochen. Der Dichter des Blandrosseliedes konnte sich vergessen; denn er war über sich hinausgewachsen. Wesentlich darum wird er uns unvergesslich bleiben.